

Hanna-Barbara Gerl Falkovitz

Frau und Kirche – eine unlösbare Spannung? Anregungen in einem Minenfeld

[Dankesrede zur Verleihung des Josef-Pieper-Preises am 24. November 2019 in der Akademie
Franz-Hitze-Haus, Münster]

Danken gehört zu denken, und denken gelernt zu haben, verdient Dank.

Dank an Josef Pieper, der mich seit dem Alter von 17 Jahren im Gymnasium begleitet hat, damals mit seinem Buch *Vom Sinn der Tapferkeit*, bis zum 4. Mai 1994 bei der Feier seines 90. Geburtstages, bei dem ich vortragen durfte und er seinerseits den hinreißenden Vortrag über „Gottgeschenkte *mania*“ hielt. In meiner Rede werde ich auf diesen Gedanken zurückgreifen.

Dank an das Gremium, das mich ausgewählt hat, nach der Ehrfurcht gebietenden Reihe anderer Preisträger, nämlich Charles Taylor, Rüdiger Safranski, Rémi Brague (mit dem mich die „IkaZ Communitio“ und Heiligenkreuz verbinden).

Dank an Berthold Wald, dessen Tagungen über Pieper und C.S. Lewis ich so viel verdanke und der mich staunen läßt über das, was andere von mir denken.

Dank an alle Ungenannten, die mich zu leben und zu denken lehrten.

Mitten im Streit

Spannungsfelder sind Anzeichen für Leben, gefährdetes Leben, das eine Lösung aus tieferen als bisherigen Zusammenhängen braucht. Seit Jahrzehnten, in meiner eigenen Erinnerung seit der Feministischen Theologie der 1970er Jahre, gibt es Glutnester im Raum der katholischen Kirche, die jüngst wieder aufgeflammt sind. Sie haben zwischenzeitlich einige Antworten erfahren, aber die Grundfrage, nämlich nach der gleichberechtigten = egalitären Mitwirkung von Frauen in kirchlichen Ämtern, ist nicht beantwortet. Genauer: Die Antwort wurde für viele abgestufte Mitwirkungen gegeben, aber in der Frage des sakramentalen Priestertums ausschließend formuliert.

Zunächst ist einzuräumen: Die Jahre nach dem Konzil haben mehr Arbeitsfelder für Frauen in der Kirche geschaffen als für alle Generationen zuvor. Hinausgewachsen über die klassische „Glaubensbotin für die eigene Familie“ arbeitet die heutige Christin in der *Pastoral* der Gemeinde, leitet Kommunion- und Firmgruppen, übernimmt Seelsorge, auch als Beruf. Ein zweites Novum: Die erste Frauengeneration der Kirche überhaupt hat das *Theologiestudium* ergriffen und besetzt in wachsendem Maße die Lehrstühle. Aber es gibt noch ein Drittes, die Supernova: Frauen sind erstmals auch in der *Liturgie* tätig, als Kommunionhelferin, Lektorin, Ministrantin, zuweilen wochentags als Predigerin. Von Südamerika kennt man die Beispiele von Ordensfrauen, die in bischöflichem Auftrag eine Pfarrei leiten. Freilich sind sie nicht Priester, aber es bedarf schon des

aufmerksamen Blicks, um den Unterschied zwischen einem Wortgottesdienst mit Predigt und Kommunionfeier und einem „ganzen“ Gottesdienst auszumachen.

Dieser Zuwachs an Möglichkeiten für die Christinnen ist geschichtlich gesehen ungeheuer, zumal er sich in einer einzigen Generation in wenigen Jahren nach dem Konzil vollzog. Hinzu kommt die Theologie des Charismas, der frei von Gott verliehenen Gaben, etwa wie – das größte Beispiel – die Mutter Jesu in dieser freien Gnade stand. Hier zeigt sich eine göttliche Erwählung, die sich an den großen, aber auch den unbekannteren Frauen der Kirchengeschichte vielfältig und bezaubernd, eben charismatisch, einlöst. Diese Geistbegabung, die unmittelbare Sendung von Frauen, ist entscheidend. Wie es Hans Urs von Balthasar entfaltet: Ist nicht Maria „mehr“ als Petrus, Mitte der Apostel? „Maria – eine Frau – ist wichtiger als die Bischöfe. [...] man darf Funktion und Würde nicht verwechseln“, so Papst Franziskus im Oktober 2014, wobei er – wie die Tradition – das Priestertum der Frau ausschloß.

Im Wandern auf diesem Weg ist entscheidend, die Mitwirkung von Frauen auf allen kirchlichen Ebenen zu stärken, ja institutionell zu verankern: in der Diözesanverwaltung, den dortigen Gremien, den kirchenrechtlichen Schiedsstellen, auf den theologischen Lehrstühlen und in der Forschung, aber auch in der Leitung von Exerzitien, in der geistlichen Leitung der Frauenbünde – ein breites Aufgabenbündel bis in die vatikanischen Kongregationen hinein; letztlich: Beratung von Bischöfen, Mitsprache bei Konzilien und anderen hochrangigen kirchlichen Ereignissen und – warum nicht? – bei der Papstwahl. Die Mitwirkung von Laien ist hier kein „Notnagel“, sondern ursprünglicher Auftrag kraft der Taufe, und darf auch nicht in „Konkurrenz“ zu Männern wahrgenommen werden.

Aber in der Mitte der Glutnester steht ungelöst die Frage nach dem *besonderen* Priestertum der Frau. Denn das *allgemeine königliche* Priestertum teilen alle Getauften und Gefirmten – ohne daß dies wirklich im allgemeinen Bewußtsein steht.

Der Beitrag wird die Frage nach der weiblichen Stellung in der Kirche umkreisen und vielleicht – vielleicht – eine Lösung in der Ferne erkennen lassen – oder auch eine bleibende Asymmetrie. Auch sie verdient eine Beleuchtung.

Das Hohelied: Liebe und Tod

Die Argumente für und gegen einen Weiheakt für Frauen sind ausgetauscht¹; sie sind hier nicht ermüdend zu wiederholen. Bleibender Grund ist jedenfalls die von keiner Seite bestrittene geschichtliche Tatsache, daß Jesus selbst durchgängig „die Zwölf“ ausgewählt und in die Wahrung seiner Kirche berufen hat. Wahrung bedeutet Spendung der Sakramente, erstrangig der Eucharistie und der Lossprechung oder Bindung von Schuld (beides die allerersten Früchte von Jesu Leiden zwischen Gründonnerstag und Osterabend). Beide Aufträge werden übrigens im selben Raum überantwortet, in dem Saal auf dem Zion.

Für heutige Ausweitungen der Sakramentspendung durch Frauen sprechen zweifellos geschichtliche, rationale und in der christlichen Selbstausslegung begründbare Gedanken, begründbar in der – eben nur im Christentum entfalteteten – gleichen Personalität von Mann und Frau. Den-

¹ Vgl. die differenzierte Stellungnahme der Kongregation für die Glaubenslehre „Zur Frage der Zulassung der Frauen zum Priesteramt“ vom 15.10.1976 und „Über die Zusammenarbeit von Mann und Frau in der Kirche und in der Welt“ vom 31.07.2004.

noch sei hier ein anderer Gedanke ins Bewußtsein gerückt. Er hat seine Wurzel im Alten Testament und zeigt seine äußerste Frucht in der Apokalypse. Er intoniert eine große Melodie – die Melodie der Agape oder hebräisch *ahaba*², der Liebe. Das deutsche Wort Liebe enthält den Wortstamm Leben und Leib, unterteilt aber nicht in Eros und Agape, hebräisch *dodim* und *ahaba* – also in die leib- und triebhaft verankerte, irdische Liebe und die geistige, himmlische Leidenschaft (welche den Trieb mitzieht und übertrifft).

Urdokument einer solchen Leidenschaft ist das Hohelied im AT. Darin fallen zwei Ausdrücke für Liebe: *dodim* für das spielerische, erotische Begehren, das noch ungezielt das andere Geschlecht meint, oft im selben Atemzug mit Wein und Früchten, und *ahaba* für die eine Einzige, den einen, ausschließlich Geliebten. Während *dodim* (hörbar ein Pluralwort mit der Endung -im) das rauschhaft-ekstatische Hingerissensein zum anderen Geschlecht meint, bedeutet *ahaba* (im Singular) die Lebenssteigerung, die bis zur Selbstaufgabe an ein bestimmtes Gegenüber geschehen kann. *Ahaba* ist der Wechsel aus dem Plural der Liebeleien in den Singular der Liebe. „Sechzig Frauen und achtzig Nebenfrauen hatte Salomon und Mädchen ohne Zahl, aber nur eine ist meine, die eine Taube, die Makellose.“ (Hld 6,8-9) Zwingende Gewalt: Der Singular zerstört den Plural, *ahaba* zerstört *dodim*.

Ahaba läuft dem nach, den „einzig meine Seele liebt“. Diese Liebe geht an die Grenze des Mißverständnisses, ja sie geht in die Verworfenheit der nächtlichen Gassen, um den Geliebten zu suchen. Sie ist jene Hingabe, die bis zur Preisgabe bereit ist, sich auszuliefern, denn die umherirrende junge Frau läßt sich von den Wächtern den Mantel herunterreißen und schlagen. Nun ist verschwunden, was Wein, Atmosphäre, Gesang, In-Dienst-Nehmen des Eros für die eigene leichtherzige Steigerung bedeutet. Nunmehr ist Eros in der Gestalt des Todes da, während er vorher in der Gestalt des Rausches da war. Letzte Form und Steigerung der Liebe ist, daß solche Liebe an den Tod grenzt, ja an die Unterwelt, und davor keine Furcht hat – genauer: Die Furcht stößt nicht mehr aus der Liebe heraus. „Stark wie der Tod ist die Liebe, die Leidenschaft ist hart wie die Unterwelt.“ (Hld 8,6) Diese Liebe gibt nicht etwas, sondern sich selbst; eben das entspricht der Erfahrung des Todes. Von diesem Untergang durch eine Übermacht wußte auch Sappho³, ebenso Sokrates⁴.

Das markiert die Stelle, wo die Ordnung gesicherter Liebe in die unaufhaltsame Suche übergeht, was drohend als Unordnung wahrgenommen wird und wo die Wächter prügeln – nicht nur äußerlich, sondern auch als Frage von innen: Darf ich so lieben? Darf ich weggehen – in den Gassen herumstreunen, um zu suchen? „...nur laufen, überschreiten alle Grenzen und Wehre“⁵?

Gott in der Gewalt der ahaba

Ahaba tritt im Neuen Testament als *agape* auf und entspricht dem wohl mißverständlichsten Wort, das Johannes überliefert hat: „Gott ist die Liebe.“ (1 Joh 4,9) Das hat zu dem – ursprünglich frei-

² A. Haldar, Artikel *ahab*, in: ThWAT I, 108.}

³ Sappho, *Die Geliebte*, übers. v. Hans Rupé, in: Georg Britting (Hg.), *Lyrik des Abendlands*, München 1978, 26f: „Schon ein Blick auf dich, und es kommt kein Laut mehr mir aus der Kehle. Ach, die Zunge ist mir gelähmt, ein zartes Feuer rieselt unter der Haut mir plötzlich, nichts vermag mein Auge zu sehn, ein Rauschen braust in den Ohren, und der Schweiß rinnt nieder an mir, das Zittern packt mich ganz, noch fahler als Gras des Feldes bin ich; wenig fehlt, und in tiefer Ohnmacht schein' ich gestorben.“

⁴ Platon, *Symposion* 201d-212c.

⁵ Johannes vom Kreuz (1542-1591), *Geistlicher Gesang*, 3.

lich keineswegs – zähmen und zähmenden Reden vom „lieben“ Gott geführt. Wie die Braut im Laufe des Hohenlieds aus den selbstgefälligen und selbststeigernden Hochgefühlen der *doxim* in die schmerzliche Liebe des Selbstverlustes wechselt, macht deutlich, daß mit *agape* nicht die zahnlose, wohlwollende Liebe eines weltenthobenen, ungenau verzeihenden Gottes gemeint sein kann. Die Epiphanie Gottes in *agape* ist vielmehr genau und konturensicher vor dem Hintergrund des Hohenliedes zu lesen.

Bernhard von Clairvaux hat Gott mit der Frau verglichen, die auf die Gassen rennt und nach der Menschheit schreit und sie nicht findet.⁶ Es ist Gott, der die verhöhnte Frau vorstellt und sich den Mantel der Scham herunterreißen läßt. Es ist Gott, der um den Menschen seufzt und leidet, der die Bewegung der Preisgabe vollzogen hat. Hier berührt sich *passio* mit *amor*: *amare amare est*, Lieben ist bitter.⁷ Gott liebt mit einer Bitterkeit, die dem Schmerz der jungen Frau im Hohenlied gleichkommt.

Die Offenbarung Jesu zeigt nicht nur eine *memoria passionis* (Johann Baptist Metz), sondern mehr noch eine *memoria amoris*. Eindringend in dieses Gedächtnis der Liebe zeigt sich die Stelle, wo *passio* und *amor* verschwistert sind.

Von daher ist eine modische Theologie zu befragen, die sich im Rasonnieren gefällt, warum Gott sich habe erlauben können, seinen Sohn für alle „schlachten“ zu lassen, ihn als Blutopfer einzufordern und im Sinne einer Abzahlung an die Gerechtigkeit die Tropfen zu zählen, die da zu Boden fallen.⁸ Dabei handelt es sich um ein grandioses Mißverständnis dessen, was *agape* zum Ausdruck bringt. Es geht völlig gegenteilig nicht um kleinkrämerische Gerechtigkeit, die ein Schlachtopfer fordert, sondern um die Preisgabe Gottes selbst: Bitter wie sonst nichts ist das Preisgeben des Sohnes, wie Paulus es so genau formuliert (Röm 8,32). Und dieses Weggeben bis ins Sinnlose, Maßlose und Mißverständliche führt zur Verwechslung der Liebe mit Prostitution, wie bei den Wächtern im Hohenlied – eben dasselbe geschieht Gott in solcherart Theologie: daß ihm nämlich vorgehalten wird, er hätte seinen Sohn gar nicht ausliefern müssen. Unter diesem sich klug dünkenden Vorwurf ist Gott in die äußerste Verwechslung seiner Liebe eingetreten. Weil er eine Liebe gelebt hat, unter deren unverstandenen Vorzeichen man mit ihm zu rechten beginnt, ob es eigentlich so viel „Verschwendung“ gebraucht hätte.

Als Abraham seinen Sohn opferte, hielt im letzten Augenblick ein Engel den Arm des Geprüften auf. Auf Golgotha geschah keine Schonung: „Doch diesmal hing kein Widder mehr im Strauch“⁹ – weder für den Vater noch für den Sohn. Diesmal wurde die Bewegung der Liebe bis zum Ende vollzogen. So daß auch der Vater sich verschwendete, *gratis*, aber auch *frustra* – umsonst und bis ins Mißverständnis hinein umsonst. Dieses große *Umsonst* der Liebe Gottes bricht sich an einem kleinen und kleinlichen Nicht-Begreifen – während sich die Horizonte der *agape* ins Unausdenkliche öffnen.

⁶ Bernhard von Clairvaux, *Commentaria in Cantica Cantorum*, in: *Sämtliche Werke*. Lat./dt. Hg. v. G. H. Winkler, Innsbruck 1994.

⁷ Ovid, *Ars amatoria*.

⁸ Beispielhaft dafür Eugen Drewermann; ebenso beispielhaft steht dagegen Leo der Große (+ 461), *Sermo 17 de passione Domini* 1-2: „Darum war es der Wille des Vaters und sein eigener Wille, daß der Herr dem Leiden überlassen wurde. So verließ ihn nicht nur der Vater, sondern er verließ sich sozusagen auch selbst. Da war keine erschreckte Seele, die mit Gewalt weggerissen wurde, sondern eine Seele, die in Freiheit verzichtete.“

⁹ Ida Friederike Görres, *Abraham*, in: dies., *Gedichte*, hg. v. H.-B. Gerl-Falkovitz, Dresden 2010, 86.

Christus und die Kirche: Vom Sinn des allgemeinen königlichen Priestertums

Wenig sind wir gewohnt, von Gott in der Gewalt einer solchen Liebe zu denken. Auch Jesu letzte Rede rührt an die Grenze der Fassungskraft: Jeder Satz springt an (wirklich wie der Satz eines Löwen). Mitgerissen sind die um den Tisch Versammelten in eine unbegreifliche Strömung. Wie der Vater den Sohn liebt, so liebt der Sohn seine Freunde – wenig später laufen alle davon. Aber die Hand Jesu ruht trotzdem auf den Feigen, er hat sie erwählt... Die Rede springt Tage, Wochen, Jahre, Jahrtausende voraus: Alle, die er erwählt hat, werden ihre Liebe einmal für ihn einsetzen, für andere, für die Welt. Kein Religionsstifter hat die Liebe zum Mittelpunkt seiner Lehre gemacht. Gelassenheit, ja, auch die Weisheit des Verzichts, Freundlichkeit gegen Mensch und Tier, Selbstopfer, kluger Umgang und Gerechtigkeit gegenüber anderen sind große Botschaften – aber nicht die strömende Liebe, die aus dem Herzen Gottes selbst kommt: Unbesieglich überflutet sie alle dürre Selbstsucht.

In der Tat, wenig sind wir gewohnt, von Gott in der Gewalt einer solchen Liebe zu denken. Aber Paulus, geschult in der Tradition des Judentums, tut es: Er verwendet das Bild der unbedingten Liebe. Er konfrontiert Christus mit einer Braut, mit seiner Einzigen. „Führt euer Leben in Liebe, wie auch Christus uns geliebt und sich für uns hingegeben hat als Gabe und Opfer, das Gott gefällt! [...] Darum wird der Mann Vater und Mutter verlassen und sich an seine Frau binden und die zwei werden ein Fleisch sein. Dies ist ein tiefes Geheimnis; ich beziehe es auf Christus und die Kirche.“ (Eph 5,2. 31f)

Damit ist das Urbild berührt, das seit der Genesis geprägt ist: Christus der Mann, der seine Frau liebt, mehr noch: der für sie stirbt. Solche Aussagen sind bekannt, deswegen überhört; auf ihrem Resonanzboden tönt nichts mehr. Eben das gehört zum Drama der Gegenwart, daß das Urbild nicht mehr greift. Auch deswegen, weil die „Frau“, das Gegenüber dieser Liebe, das scheinbar stumme Objekt solcher Liebe ist. Ist sie das wirklich?

Im Umfeld des Evangeliums erscheinen Frauen anders als Männer. Sie treten in Beziehung zu ihm, persönlich berührt. Vor allem im Johannes-Evangelium kommt es zu großen Gesprächen, großen Gesten. Es gibt die Samariterin am Jakobsbrunnen, Martha und ihr erstes Messias-Bekenntnis (noch vor Petrus), das Staunen Jesu über die entwaffnende Demut der syrophönizischen Mutter, die zweimalige Salbung Jesu durch stadtbekanntes Frauen, die Rettung der Ehebrecherin, die weinenden Frauen Jerusalems, die ausharrenden Frauen am Kreuz selbst, Magdalenas Gespräch mit dem „Gärtner“.

In einigen dieser Gespräche wird der erotische Bereich gestreift, oder genauer: Frauen werden aus ihrer Verfangenheit darin gelöst. Was bleibt und sich entfaltet, ist höchste Hingabe, so bei dem Bericht über die Namenlose, die Jesu Füße mit Tränen wäscht und mit den Haaren abtrocknet. Das Überbordende solcher Liebe wird in Magdalena, aus der sieben Dämonen ausfahren, am greifbarsten. Diese vielen verschiedenen Frauen, die aus Leiden, aus Sünde sich erhebenden Frauen, die heiligen Frauen um Maria, sie alle sind eingegangen in das Bild der Kirche, in das Bild einer Braut.

Könnte es hilfreich für die heutige Unruhe sein: daß Kirche als „Gegenüber“ des Herrn aus seiner Lösung stammt und mit Hingabe und Gelöstheit antwortet? Das Wesen der Kirche ist bräutlich. Es ist antwortend, hingebend, weiblich. Kirche ist die Braut, die gereinigt wurde, gelöst in der

Tiefe, die aber dann dem Bräutigam die Kinder zuführt, sich selbst, ihr Neugewordensein. So sind die Frauen der Kirche eingepreßt; von der menschlichen Seite her gesehen sind sie ihr Charakter.

Es ist kein Widerspruch, daß Männer ebenfalls in diese Prägung gehören. Der Mann wird die Hingabe an Christus männlich vollziehen, anders als die Frau, aber immer ist der Vollzug Hingabe, immer Re-Aktion, immer „pathisch“ – was nicht heißt passiv. Es ist die Antwort der Leidenschaft, des Pathos. Weswegen ja auch die Werke der Caritas im Christentum von Frauen und Männern übernommen werden. Es gibt keine vergleichbare Kultur, worin Männer Krankenpflege, Selbstopfer, mütterliche Zärtlichkeit leisten (letzteres eine Vorschrift für den Abt in der Benediktregel). Oder wo sie, wie Frauen, den Stand des Zölibats als *bräutlichen* Stand wählen – nicht zur Weltverneinung und Ich-Löschung. Man bedenke: „Der Mönch ist aus der Sehnsucht des Laien geboren, Christ zu sein. Fast alle Ordensstifter, jedenfalls die alten, waren Laien. Franziskus und Benedikt waren Laien.“¹⁰

Kirche selbst ist Sakrament, und ihre Heiligkeit wird von den Getauften übernommen. Jede Frau wie jeder Mann ist Christusträger, trägt die Heiligkeit der Kirche eingeschrieben, teilt sie anderen aus und empfängt sie.¹¹

Apokalypse: Gottgeschenkte mania

Offen wird das hochzeitliche Gegenüber in der Apokalypse: Das Neue Jerusalem steigt von oben herab, geschmückt als Braut für den Bräutigam. „Die ganze Schöpfung geht in seliger Bereitschaft Christus entgegen. Das Neue Testament spricht fast nie von diesen innigsten Dingen. Bei Paulus finden wir einige Andeutungen; auch, wenn wir genau aufmerken, bei Johannes – sonst nicht. [...] Die letzte Gestalt, unter welcher er (Christus) sich in der Apokalypse offenbart, ist diese: als Jener, dem alles Braut ist. Aus Ihm springt in Jedem der Anfang auf.“¹²

Alles Ungesagte, nicht Ausdeutbare ist darin enthalten. Männer wie Frauen werden der Liebe Christi fähig werden, einer „gottgeschenkten mania“¹³ standhalten.

Warum agieren aber Frauen dann nicht im besonderen Priestertum? Weil Christus die spezifische Vollmacht des Dienstes an ausgewählte Männer übertragen hat, zuerst an Petrus: den Fels, den „Verschlußstein der Unterwelt“¹⁴. Darin mag eine offene Frage bleiben. Es ist die Frage Les-

¹⁰ Ida Friederike Görres, *Heiligkeit – heute? Vorträge über das Wesen der Heiligkeit*, Freiburg 1972, 65.

¹¹ Hier kann man sich deutlich mehr Entfaltung wünschen, so in der Verkündigung: Sprechen von Gott in gemeinsamen, gerade auch häuslichen Feiern; Sprechen von Gott in den Medien, überhaupt in Medienberufen / Journalistik; Sprechen von Gott in Schulen und Hochschulen; Arbeit an der entgleisenden Sexualpädagogik; Neugestaltung und Erhellung der verschütteten Ehelehre; Ablösung von Gender durch eine wissenschaftlich breit fundierte Anthropologie der Geschlechter; Verteidigung des Lebens; Entfaltung aber ebenso in Rat und Entscheidung in kirchlichen Gremien, wie oben schon angesprochen.

¹² Romano Guardini, *Der Herr. Betrachtungen über die Person und das Leben Jesu Christi*, Würzburg 1940, 679f.

¹³ Vgl. Josef Pieper, *Begeisterung und göttlicher Wahnsinn. Über den platonischen Dialog „Phaidros“*, München 1962, 81f.

¹⁴ Leo Scheffczyk, *Das Unwandelbare im Petrusamt*, Berlin 1971: „Mit der Bezeichnung des Petrus als ‚Felsengrund‘ der Gemeinde und des Gottesvolkes wurde das jüdische Symbol vom kosmischen Felsen auf Petrus übertragen. Das Wort erinnerte den Juden an den Fels in Jerusalem, der den Tempel und das Allerheiligste trug. Dieser Fels galt dem Israeliten als der Stuhl und der Thronszitz Gottes, als Zentrum und Grundstein der Welt, aber auch als Verschlußstein der Unterwelt, der das Emporkommen der Todesmächte unterband. Mit diesem Wort wurde nach der jüdischen Symbolsprache dem Petrus also die Stellung des kosmischen Felsens zugesprochen, die nach einer anderen alttestamentlichen Überlieferung (Is 28) dem Messias selbst zukommt. Damit wurde ihm eine Aufgabe übertragen, die nichts Geringeres als eine Fortsetzung des Werkes des Messias selbst beinhaltet.“

sings, die Kierkegaard kontert: „Kann man eine ewige Seligkeit bauen auf ein historisches Wissen?“¹⁵ Deswegen fordert Kierkegaard den „Sprung“: zu glauben, daß eine einzelne Begebenheit, ein Ereignis die Geschichte verändere – wenn sie vom alles überragenden Ereignis Jesu aus verstanden wird. Denn er selbst ist Brennpunkt des Geschehens. Sein alles veränderndes Erscheinen definiert ab dato, wie Geschichte zu lesen ist.

Es mag sein, daß diese Behauptung nicht überzeugt, die Begründungen dagegen sind nicht dumm. Doch gibt es eine letzte – wiederum von Christus eingesetzte – Sicherung, im Abwägen der Argumente auf dem Weg zu bleiben, der er selbst ist: das Lehramt, noch einmal: als Verschlussstein der Unterwelt. Gehorsam ist nicht notwendig Einsicht. Aber Gehorsam ist in seiner Tiefe Vertrauen: Trauen auf die Treue des Bundes (den Gott geschworen hat).

Schwer wiegt jedenfalls, daß mit einem weiblichen Priestertum die symbolische Ordnung der zwei Geschlechter und die Repräsentation des „neuen Adam“ Christus außer Kraft gesetzt würden. (Auch die Verbindung zum Judentum würde gekappt.) Neben der Symmetrie der „Ebengeburt“ und der gemeinsamen Würde bleibt die spannungsvolle Asymmetrie von Mann und Frau. Sie zu bestehen, hilft einmal mehr ein Gedanke Guardinis: Es gibt Fragen, „bei denen zwar verstandesmäßig eingesehen werden kann, daß die Antwort so und so lauten müsse; die Antwort aber nicht „befriedet“, sondern ein Rest von Widerstand im Gemüt bleibt. Das sind jene Fragen, in denen die Antwort [...] zwei „Größen“ auf einen Nenner bringen müßte, die nicht auf einen Nenner zu bringen sind, nämlich Gott und Geschöpf [...] Diese Fragen sind vom Verstande her in befriedender Weise nicht zu lösen. Für sie liegt die Lösung in der Demut, im Vertrauen des Glaubens, und in der Hoffnung auf das Licht der Ewigkeit.“¹⁶

Wären Frauen ihrer selbst gewiß und wäre Anthropologie entfaltet auch in bisher vernachlässigte Tiefen (so zum Thema „Leib“, dann wäre ihre Selbstachtung groß genug, um sich nicht das besondere Priestertum gegen den biblischen Bericht zu erkämpfen. Ihre Selbstachtung im allgemeinen und königlichen Priestertum basiert nicht auf Eigeneinschätzung, sondern auf dem wunderbar freien Umgang Jesu mit Frauen – vor allem auf der Auszeichnung seine Kirche als hochzeitlich Geliebte.

Vive la différence! So sieht spannende christliche Kultur aus.

¹⁵ Sören Kierkegaard, *Philosophische Briefe*, in: *Antwort auf Lessing*, SW XIII, Leipzig 1897, 6. Ähnlich Arthur Schopenhauer, *Parerga und Paralipomena II. Über Religion*, 182, in: ders., SW VI, Wiesbaden 1947, 418: „Eine Religion, die zu ihrem Fundament eine einzelne Begebenheit hat, ja aus dieser, die sich da und da, dann und dann zugetragen, den Wendepunkt der Welt und allen Daseyns machen will, hat ein so schwaches Fundament, daß sie unmöglich bestehen kann, sobald einiges Nachdenken unter die Leute gekommen.“

¹⁶ Brief Guardinis an Eva Marcks vom 16.03.1964, Nachlass Ana 342, Bayer. Staatsbibl. München.